

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

107

Roman von Max Kreker.

Dieser Bericht wurde wieder aufgefrischt, als Klara zur nächsten Sitzung kam. Es war Sonntag, da Kempfen die ausgefallenen Stunden einholen wollte. Lorensen konnte sich also behaglich um die beiden herumdrücken und sich ausreden, wobei er niemals vergaß, sein kritisches Gutachten über Kempfens Arbeit abzugeben. Gewöhnt, Hand in Hand mit ihm zu schaffen, griff er manchmal selbst zum Modellierholz, um etwas hineinzubringen, was der andere übersehen hatte; denn in solchen weichen Köpfen war er bereits ein kleiner Meister.

Wenn er erzählte, geschah es plastisch, mit einer bestimmten, launigen Bezeichnung, die Vorgänge und Menschen fast sichtbar hinstellte; dann gebrauchte er derbe Worte, die, oft ins Platt übergehend, Klara laut zum Lachen reizten, so daß Kempfen sich genötigt sah, wiederholt an ihrem Köpfchen zu rücken. Seitdem sie verdiente, suchte sie etwas darin, auch in ihrer Kleidung netter und appetitlicher auszusehen. Sie hatte sich eine neue, fast durchsichtige Bluse zugelegt, seidene Schleifen angestickt, trug einen Hut mit Federn und pralle, braune Glacéhandschuhe. Die Mutter schien darauf auszugehen, ihr Nesthäkchen immer mehr zur kleinen Dame zu machen, mit der sie Stolz einlegen könne.

„Weißt Du, Hermann, es ist doch schön, so 'n Geldtopp im Hus zu haben, dann drückt man schon 'n Auge zu,“ sagte Lorensen gähnend, denn niemals hatte er ganz ausgeschlafen. Und er sprach von den schiefen Hüften der Frau Professor, von ihrer kurzen Taille und ihrem latschigen Gang, was alles durch ihr hübsches Gesicht nicht ersetzt werden könne. Dafür habe sie aber ein mächtiges Mundwerk und verstehe es, ihre Gäste durch Liebenswürdigkeit förmlich zu beäthern; und wenn sie lache, reiße sie ihre „Futterlufe“ so weit auf, daß man den Kautschuk des falschen Gebisses sehen könne. Dabei sei sie eitel und eifersüchtig, zwingt ihren armen Kerl von Mann, alle zwei Jahre eine Wüste von ihr anzufertigen, und störe ihn immer zu ungelegener Zeit in seinem Atelier, sobald er weiblichen Akt habe. Ihr drittes Wort sei immer: „Mein Mann, der Professor.“

„Na, da siehst Du ja, was aus solcher Ehe wird,“ knirschte Kempfen hervor und riß die Leistungen Heiltes ganz gehörig runter. Früher habe er etwas gekonnt, jetzt mache er nur noch Dubendware, „Bunzlauer Geschirr mit Figurengewürm“, was man frevelhafterweise für Kunst auschreie.

„Ist ja alles richtig, Hermann, aber er ramst sich seine achtzigtausend Mark jährlich zusammen und hat Aufträge für drei Jahre,“ gab Lorensen zurück und ließ so etwas wie einen Seufzer folgen.

„Na, dann ramsch noch drei Jahre lang mit,“ schnauzte ihn Kempfen an und zeigte eine wilde Miene.

„Das ist wieder mal furchtbar echt von Dir,“ erwiderte Lorensen, nun ebenfalls aufgebracht. „Man kann doch mal so was sagen.“

„Aber nicht ohne Bedauern,“ hielt ihm Kempfen entgegen, der in solchen Dingen zäh an seiner Meinung hing.

Klara hatte derartige harmlose Reigungen zwischen ihnen schon öfters erlebt, und so wollte sie rasch Frieden stiften, indem sie fragte: „Und meine Blume?“

„Herrje, richtig! Man gut, daß Du mich daran erinnerst.“ Lorensen erhob sich mit einem Satz und schritt zu dem Leihfrack, der immer noch nicht abgeliefert war. Er hatte wirklich geräubert, worauf drei Importierte hinwiesen, echte und teure Feststrüben mit der Wertmarke auf der goldenen Leibbinde, die noch friedlich auf der Kommode lagen und des Genusses beim Ausgehen am Abend harrten. Nun wühlte er in den Tiefen der Sinteraschen, wo sich seinem schwachen Erinnern nach noch etwas verkrümeltes haben mußte; dann brachte er es endlich zum Vorschein, das gemauste Konfekt vom Nachtsisch: Pralines in Gold- und Silberpapier, gebrannte Mandeln und Zuckerverk mit Fruchtsaft gefüllt; aber alles war in einem heillosen Zustande, zusammengebaut und zerfessen. Rose hatte er es eingesteckt, ganz offen mit der scherzboldigen Ausrede, er habe seinen Kanarienvogel zu füttern.

„Na, das hast Du ja wieder mal gut gemacht,“ brummte

Kempfen, rasch wieder von Humor erfüllt. Einige Augenblicke wurde die Arbeit unterbrochen, so daß Klara drauf los naschen konnte, wobei ein „Hum, schmeckt das!“ ihrem Mündchen entfuhr. Eine Zuckerbirne wollte sie für die Mutter aufheben. Auch Lorensen griff zu, denn er war stets für Süßigkeiten. Kempfen jedoch sah ein, daß die Frachtasche gehörig ausgewaschen werden müsse, wollte man das Pfandgeld wieder erhalten; und so machte er sich sofort an die Arbeit, denn Lorensen würde die Sache jedenfalls nur noch mehr versauen. Dem blonden fiel ein, daß irgendwo auch noch eine zerdrückte Rose stecken müsse, und er fand sie auch in seiner inneren Manteltasche: eine langstielige, dunkelrote la France, aber schon halb verwelkt, mit schwarzen Mäandern an den Blättchen. „Hier, damit Du noch was hast — die hat mir Professors Tochter geschenkt. Stell sie ins Wasser, vielleicht erholt sie sich. Kostet 'ne Mark so 'n Ding.“

„Ach, die mag ich nicht, wenn sie von der ist. Sie hätten eine für mich mopsen müssen.“ Mit der Gebärde des Widerwillens schob sie den Stengel zurück, so daß er nur die Spitzen ihrer schlanken Finger berührte.

„Na, da hör doch einer diese Krabbe,“ rief Lorensen aus und lachte schallend. „Du scheinst ja schon höllisch verwöhnt zu sein. Hermann, was sagst Du dazu?“

Kempfen, die Holzpeife zwischen den Lippen, rieb schweigend an der umgekehrten Tasche, die er gründlich eingeseift hatte; dann aber brummte er: „Würde ich auch nicht nehmen. Wer weiß, was Fräulein Heike für eine Nase hat.“ Er gönnte dem Freunde diesen kleinen Reifall, nachdem es ihm gestern wegen seiner Grobheit ebenso gegangen war, wenn auch in anderer Art.

„Na, klassisch ist sie, sie kommt nach dem Alten,“ warf Lorensen ein, nahm die Rose und steckte sie an den Strohhut der Venus, was sehr drollig wirkte.

Es kam die Zeit, wo Klara sie verlassen mußte, denn es gab für sie nichts mehr zu tun. „Dann also besten Dank für alles. Adieu,“ sagte sie lächelnd, aber mit einem gewissen Zittern in der Stimme, und reichte jedem von ihnen die Hand.

„Daß Dich mal wieder sehen,“ redete ihr Kempfen gut zu, als er ihre betäubte Miene sah, und versprach ihr, bei einer ähnlichen Arbeit wieder an sie zu denken.

Im nächsten Jahr trat ein völliger Umschwung in den Verhältnissen der Freunde ein. Lorensen hatte in seiner Heimat einen reichen Gönner gefunden, einen alten, adligen Herrn, der zwei Güter besaß, mehrere Stiftungen verwalte und in seinem Kreise eine gewichtige Person war. Ein merkwürdiger Zufall hatte alles gemacht. Im Sommer waren die Genossen zusammen nach Neumünster gereist, um einige Wochen in Ungebundenheit zu verleben, nachdem sie sich in Hamburg von dem Wohlbefinden der alten Frau Kempfen überzeugt hatten. Zu allen tollen Streichen aufgelegt, gingen sie ins Land hinein und beteiligten sich an einer Treibjagd, nicht als Jäger, sondern als Verschleicher des Wildes, wobei sie es bald mit den Leuten zu tun bekamen. Es gab einen Radau, so daß die ganze Jagdgesellschaft zusammenlief, an der Spitze der alte Herr von Rensdahl, eine hübsche, männliche Ruine, die aber noch feste Grundmauern hatte. Die Künstler in ihren Räuberhütten, unter deren tief herunterhängenden Krempfen die offenen Gesichter winkten, stachen merkwürdig ab von dem übrigen Pack, so daß sie sofort den Eindruck von ideal veranlagten Landstreichern machten.

Ein Wort gab das andere und schließlich auch die nötige Aufklärung. Herr von Rensdahl mederte sehr erregt, beruhigte sich dann aber bald, trotzdem ihm das ganze Jagdvergnügen verdorben war. Wie, was? Zwei Berliner Bildhauer unter seinen Treibern? Das war ihm noch nicht vorgekommen. Und gar der junge Lorensen aus Neumünster? Ei, das war die schönste Ueberraschung. Er kannte den Alten sehr gut, diesen Raben, der ihm wiederholt in Stiftungsdingen eine hilfreiche Hand gewesen war. Er hatte ihm auch viel von seinem Sohn erzählt, der eine große Leuchte werden wollte, ohne daß man sie bisher irgendwo flackern gesehen hatte. Na, vielleicht konnte man sie etwas zum prasseln bringen aus Liebe zur heimatlischen Erde. Mußten ja merkwürdige Kerle sein, diese beiden, die, statt großwahnsinnig in Lackstiefeln herumzutreten wie der Nefte seines Duzbruders Hol-

Leben in der Berliner Ateliervilla, sich hier im Tagewerksmittel unter die Bauern mischten.

Herr von Rensdahl hatte hin und wieder künstlerische Anwandlungen, die er bei Gelegenheit gern zeigte, um von sich reden zu machen; denn dieser alte Provinzgourmand, der sich selbst auf dem Lande seinen Pariser Koch hielt und, obwohl schon in hohen Jahren, noch empfindlich für Frauenschönheiten war, hatte seine besonderen Eitelkeiten, die man ihm aber um seiner sonstigen guten Eigenschaften wegen gerne verzichtete.

Schon am anderen Tage sah man sein bekanntes Schimmelgespann in Neumünster, wo er mit dem Bataillonskommandeur der Fünfundachtziger gut dinierte und dann im Hotel den alten Lorenzen empfing, den er sich vom Rathaus hatte kommen lassen. Er mußte doch hören, wie der bewährte Magistratsgehilfe selbst über seinen Sohn dachte. Bald spülte er die kleinen Ohren, die stets rot wie erfroren aussahen, und ließ obendrein die runden Glogauglein spielen, d'rer steife Beweglichkeit seinem Gesichtsausdruck etwas Frisches gab. „Was, das ist schon aus ihrem Jungen geworden?“ mederte er ohne Zwang los. „Und davon hat man nichts gerochen? Hier fliegt die Uhl auch man nachts umher, das merkt man, ja eh . . . Also Professors Liebling ist er sogar, eierei! Dann kann er ja wohl was.“

Was der König im Staate, das war ihm der „Professor“ im Reiche der Kunst und der Wissenschaft, und so gab es für ihn in dieser Beziehung kein Aber mehr. Der schwere Vordeuz hatte ihn nicht nur Krebsrot gemacht, so daß der kurzgestutzte weiße Bart wie Schnee leuchtete, sondern ihn auch in eine gebefreundliche Stimmung versetzt. Vater Lorenzen konnte also seine Veleidtheit mit einem wohligen Gefühl, wie seit langer Zeit nicht, zur Thür hinausstragen. Die Zukunftssorge um seinen Sohn würde er sicher los werden. denn wer diesen Gönner bekam, der konnte sich vergnügt eins auf seiner Lebensgeige aufspielen.

Drei Tage später wurde Fritz Lorenzen nach Kiel bestellt, wo Herr von Rensdahl nach Düsterbrook hinaus in Landhaus mit schönem Park besaß, in dem er einen Teil des Winters verbrachte, falls er sich nicht auf Reisen befaß. Pünktlich zur richtigen Stunde tanzte der Blonde an in Grad und karierten Weinleidern, einen alten braunen Handtuch übergestreift und einen verjährtren Zylinderstößel auf, den er sich rasch vom Hutmacher geliehen hatte. Natürlich begleitete ihn Kempfen, der weniger geneigt war, seinen bequemen Zustand zu verändern, es aber als ganz selbstverständlich gefunden hatte, mit in die Erscheinung zu treten, wo es sich um Ateliergeschäfte handelte.

Herr von Rensdahl konnte sich die Notwendigkeit dazu weniger erklären; als er dann aber aus Lorenzens Munde in treuherziger Offenheit von dem unvermeidlichen Zusammenleben dieses Doppelgestirns erfuhr, lachte er vergnügt und lud sie beide zum Frühstück ein, um erst zu forschen und dann zu einem Entschluß zu kommen. Lorenzen sprach fast allein in seiner drolligen Weise. Kempfen schwieg sich wie gewöhnlich aus, hörte jedoch mit vier Ohren zu und warf nur dann ein gewichtiges Wort ein, sobald es ihm schien, als könnte der Kunstgenosse den ganzen Drei wieder verderben.

Es handelte sich vorerst um einen Versuch, um ein paar Gartengruppen, in denen Faun und Nymphe die Hauptrolle spielen sollten. Kempfen wollte ihm zwar einen anderen Gedanken eintröpfeln, indem er von Herkulesen, Ringern und von sonstigen männlichen Kraftgestalten sprach, aber das „ja eh, ja eh“, mit dem ihm der Gönner das Wort abschchnitt, begleitet von einem Blick, der deutlich fragte: „Was willst Du eigentlich?“, klang so entscheidend, daß der Weiberverächter jeden weiteren Versuch aufgab. Es war unschwer zu erraten, daß Herr von Rensdahl ein gewisses Mitleid mit diesem knorrigen Gesellen empfand, der sich vermah, in die Schönheitsanbetung eines alten Frauenkenners einzugreifen. Der Blonde mit den weichen Zügen dagegen hatte einen anderen Geschmack, der flüchtig wie Honigseim von den Lippen kam, so daß es ein Vergnügen war, seinen Erörterungen zuzuhören. Ein Junge, der noch die späte Sehnsucht eines Herzens verstand und es ganz natürlich fand, daß man sich an dem Anblick schöner Frauenleiber ergötzen wollte, geschähe es auch nur in Marmor oder in Bronze!

Lorenzen, dem es leicht wurde, diesen Widerhall seiner eigenen Gefühle anzunehmen, und der den andauernden Goldregen dieses Reiches bereits verspürte, der ihm Lust und Borne bringen würde, sprach wie ein Mühlrad, wobei er den Empfindungen des Gönners Rechnung trug. Er

bat sich ein Blatt Papier aus und entwarf sofort kühn einige Skizzen, trotzdem er eigentlich wenig Zeichentalent hatte, denn seine Begabung für solche Andeutungen lag nur im Gefühl der Fingerspitzen. Und als sie dann durch den Park schritten, wo alte, farbige Steinfiguren ihr verlassenes Dasein fristeten, verstand er es, alle lauschigen Winkel derartig mit Nymphen, Nixen und Liebesgöttinnen durch seine Schilderungen zu beleben, daß Herr von Rensdahl bei dieser Wortplastik das Wasser im Mund zusammenließ. Die sinnlich glänzenden Neuglein kugelten sich bedenklich nach außen, und seine Schlußanerkennung lautete vergnügt mit einer gewissen väterlichen Würde: „Gut, mein Sohn, sehr gut. Ich glaube, wir haben uns verstanden, ja eh. Das muß hier ganz anders werden. Mehr Lebensfreude, mehr Lebensfreude! Alles zu tot und zu nüchtern. Im nächsten Frühjahr — dann muß eine neue Welt hier entstehen, ja eh. Grotten, Fontänen, Kaskaden — na, wir sprechen noch darüber. Der Gärtner muß mir einen neuen Plan machen. . . Ich liebe die Leute, mein Sohn, die mir Verständnis entgegenbringen. Man muß etwas für die Kunst tun, ja eh. Ich werde die Presse laden, unser Licht soll leuchten. Man schnell, man schnell, damit ich etwas sehe! Dann kommt auch Brot in Euer Haus.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Hochverräter.

Aus Briefen Fritz Reuters an seinen Vater.

Auf Festung Glogau.

Im ganzen genommen bin ich doch ein wahrer Unglücksvogel, selbst bis zu den kleinsten Dingen herab: denke Dir, meine Sachen, die Du mir im Januar zusandtest, sind noch nicht mein geworden. . . Man hat mir geantwortet, sie wären nicht auf der Grenze deklariert und müßten bis zur Entscheidung . . . in Frankenstein bleiben . . . doch würde die Steuer vielleicht mehr betragen als sie wert wären, nämlich 26 Taler 5 Silbergroschen.

Glogau, 23. Februar 1837.

Man hat bei dieser Untersuchung folgende Kategorien gebildet und demnach verurteilt. Man hat eingeteilt in: nicht gravierte Verbindungen und in gravierte Verbindungen. Zu den ersteren gehören alle Wurschenschaften von dem Jahre 32 und es sind die Mitglieder derselben mit 6 Jahren verurteilt. . . Diese sind begnadigt, entweder ganz oder zu Strafen bis zu einem Jahre; darauf folgen die Breslauer, deren Tendenz nicht so schroff ausgesprochen war, . . . sie haben erhalten: 6 — 8 — 10 und die Gravierten in ihrer Verbindung 12—16 Jahre. Zu den gravierten Verbindungen gehören alle Wurschenschaften mit Ausnahme der Breslauer, die im Jahre 32 und 33 existierten zu Heidelberg, Bonn, Jena, Tübingen, Erlangen, Würzburg, Greifswald, Halle und Kiel. . . Zu den nicht gravierten wirklichen Mitgliedern dieser gravierten Verbindungen gehöre ich mit allen Medlenburgern, mit Ausnahme von . . . und diese Kategorie ist durch die Bank zu dem Weile verurteilt worden und zu 30 Jahren begnadigt worden, die Gravierten dieser Verbindungen sind zu dem Rade verurteilt und zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt worden, wie das Urteil eines gewissen Otto zu Stettin bezeugt. Bei meiner Untersuchung habe ich mich beschränkt, die Wahrheit von Tatsachen einzugestehen, die schon eingestanden waren. . . Von dem Frankfurter Attentat konnte ich keine Kenntnis haben, da ich schon am dem 18. Februar Jena verließ und seit Mitte des Januar freiwillig aus der Verbindung ausgetreten war. Trübsalige Lebensarten habe ich auch nicht ausgestoßen. . . Der ganze traurige Unterschied in der Bestrafung der Medlenburger mit einem ganzen Jahre und meine mit 30 Jahren, liegt in der Verschiedenheit der Gesetze und in der Konsequenz des preussischen Gerichtshofes; betrachtet man mich als Preußen oder als einen, der gegen den preussischen Staat gesündigt hat, so habe ich mich nicht über Härte der Strafe zu beschweren, da alle dasselbe erhalten haben, die dasselbe gewollt haben, denn getan haben wir nichts. (Reuter schreibt dann seinem Vater, er wolle auf das „Rechtsmittel der weiteren Verteidigung“ verzichten, er wolle sich lieber unmittelbar an die Gnade Sr. Majestät wenden, da könne er doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß sein Vertrauen auf weitere Begnadigung nicht getäuscht werde.) Vier Jahre will ich noch ruhig ausharren, und werde sie noch ertragen, ist dann noch kein Ziel, dann lebe wohl Hoffnung auf Erdenglück, dann werde ich grenzenlos unglücklich werden.

Glogau, 11. März 1837.

(Die Magdeburger Hölle schildern namentlich Kapitel 7 und 10 „Ut de Festungstid“. Die folgenden Briefe hatten wieder die Dämpfung der Zensur.)

In der Magdeburger Hölle.

Bei alledem sehe ich mich genötigt, Deine Ausgaben durch eine unerwartete zu vermindern, nämlich durch die Erstattung der Reise-

Kosten von 20 Talern 25 Silbergrößen Fr. Courant, die Du gefälligst so bald wie möglich an die hiesige königliche hochlöbliche Kommandantur einsenden wirst . . . Wie es mir hier geht, darüber kann ich Dir nicht schreiben, und muß ebenfalls bitten, Deine Briefe genau so einzurichten, daß darin etwa nicht etwas enthalten ist, welches ihre Ablieferung an mich erschweren oder verhindern könnte. Magdeburg, 31. März 1837.

Die Gründe des Erkenntnisses sind mir noch nicht mitgeteilt, doch hoffe ich alle Tage sie zur Kenntnis zu erhalten.

Magdeburg, 15. April 1837. (Im Frühjahr richteten Reuter und sein Vater Begnadigungsgesuche an Friedrich Wilhelm III. In Frißens Gesuch heißt es: „So schrecklich sich auch in der gesetzlichen Beurteilung das Wesen meiner Vergehungen entfaltet hat . . . so drängt mich doch mein eigenes Bewußtsein zu dem Troste, daß nie in meinem Leben ein wirkliches Verbrechen das Ziel meiner Bestrebungen war. Leichtsinrige Erfassung des Augenblicks, Mangel an ernstlicher Erwägung der Dinge und ihrer Folgen und jugendliche flüchtige Vergeistigung für alles Gute konnten wohl manches falsche Ideal für eine Zeitlang vor meinen Blicken fesseln, aber niemals bin ich mir bewußt gewesen, den verbrecherischen Unternehmungen, wie sie mir zur Last gelegt werden, mein Herz oder meine Hand zu leihen. Von diesem tröstlichen Gedanken ermutigt, wage ich es, von der Gnade Sr. Majestät eine Milde rung der schweren, von dem Gesetz mir zuerkannten Strafe zu hoffen, und stehend darum mich vor Allerhöchsth dem erhabenen Throne niederzuerwerfen. Schon seit 4 Jahren büße ich die leichtsinnigen Verirrungen meiner Jugend in einer strengen Gefangenschaft usw.)

Dies sind alle aufs äußerste gespannt, und ich muß gestehen, ich gehöre zu den höchsten Sanguinikern, indem ich mich im Geiste von Gendarmen nach Medlenburg eskortiert sehe . . . Ich muß gestehen, daß ich vor vier Jahren nicht recht lustern nach dieser Ehre gewesen wäre, doch die Zeiten ändern sich.

Magdeburg, 16. Juli 1837. Meine Gesundheit ist nicht die beste, weshalb ich mich jetzt im Lazarett befinde . . . Ueber die Auslieferung in die Heimat, sowie über das Resultat meines Gnadengesuches ist mir neuerdings nichts bekannt geworden.

Magdeburg, 10. September 1837. (Die „Begnadigung“ traf dann ein: Statt 30 Jahre, 8 Jahre, von der Auslieferung an die Heimatbehörde kein Wort.)

Wenn Du glaubst, diesem Brief hätte vorwerfen zu müssen, dann irrst Du, wirst Du ihm aber Verworrenheit und Unklarheit vor, so hast Du Recht, denn ich befinde mich in einer Gemütsverfassung, die es mir unmöglich macht, die Sachen, die mir durch den Kopf gehen, zu ordnen und Dir deutlich zu machen. „An meinem Hoffnungshimmel stehen aber andere Sterne, die ich Dir jedoch nicht mitteilen kann, weil nur deren Erfüllung mir das Recht dazu gibt.“

Magdeburg, 21. Oktober 1837. Es verbreitete sich ein Gerücht, welches selbst in unserem Kerker widerhallte, daß Sr. Majestät 40jähriges Regierungsjubiläum (am 16. d. M.) den politischen Gefangenen eine günstige Veränderung bringen würde; man sprach von einer gänzlichen Amnestie . . . Und wie sehr auch die Hoffnungen von Tage zu Tage wuchsen, wie sehr auch die Pläne zur Reise beraten wurden, die Amnestie blieb aus . . . Eine Hoffnung haben wir alle noch, nämlich wenigstens auf die Zitabelle zu kommen, da nämlich schon hier eine Kommission zur Untersuchung der Gefängnisse gewesen ist, um zu bestimmen, ob dieselben gesund sind und ist dann berichtet worden, — aber was berichtet worden ist, weiß ich nicht, und wenn ich es wüßte, dürfte ich es doch nicht schreiben.

Magdeburg, 29. November 1837. Unsere Zimmer liegen gänzlich nach Norden, so daß bis jetzt noch kein freundlicher Sonnenstrahl durch die Gitter und in das kleine . . . Fenster gedrungen ist; die Lokale sind so feucht, daß Stiefel, Bücher, ja selbst Holzwaren, vom Schimmel überzogen und verdorben werden. Die Heizung wird mit Lust bewerkstelligt, die unsinnigerweise oben hereinströmt, anstatt unten, so daß man kalte Füße und heißen Kopf erhält . . .; das Wasser ist Elbwasser, widerlich weich und zuweilen gänzlich durch Schmutz und Sand untrinkbar. Des Tages haben wir zwei Freistunden, die in einem von hohen Mauern umschlossenen und gegen Norden gelegenen Hofe abgehalten werden und dem man, der Gesundheit wegen, an jedem Ende eine große Kotgrube zugegeben hat, in welchen beiden Gruben sich die Abgänge von zirka 200 Menschen sammeln. Alle diese Umstände, vereint mit der äußersten Beschränktheit der Zimmer, erzeugten häufige Krankheiten, die in diesem vergangenen Sommer sich so häuften, daß über die Hälfte im Lazarett sich befanden, worunter auch ich. (Reuter erzählt dann weiter, daß einige aus dem Lazarett entflohen seien — die „Hoffnungsterne“ im Brief vom 21. Oktober! —; darauf habe man dem Stabsarzt vorgeworfen, er nehme unnötigerweise die Gefangenen ins Lazarett auf. Der Arzt berief sich auf die Ungesundheit der Lokale. So kam die Kommission und erklärte die Räume für durchaus ungesund. Es wurde dann die Verlegung der Gefangenen beschlossen.) . . . Deine Befürchtungen in Hinsicht der spirituosum muß ich in meiner jetzigen Stimmung . . . für unbegründet erklären . . . Wenn auch in G. kein gutes Bier ist, so empfinde ich diesen Mangel durchaus nicht, da ich seit einiger

Zeit, freilich ist sie nur kurz, nur Wasser trinke, und so werde ich mit Gottes Hilfe diesen meinen größten Feind auch überwinden. . . Soeben lehre ich aus der Freistunde in meine Zelle zurück. . . Ich habe den Kopf gefehrt. Ein schmutzig Geschäft, aber doch ein Geschäft. (Dieser letzte Brief aus Magdeburg ist geschmuggelt worden.)

In Graudenz. (Auf dem Wege nach Graudenz wird Reuter in Berlin in der Hausvogtei untergebracht. Der alte Vater ist in Berlin. Der Sohn sieht ihn sehen zu dürfen. Der Kriminaldirektor Dambach verweigert es. Im 12. Kapitel „Mit mine Festungstid“ schreibt Reuter, und man fühlt die bei der Erinnerung aufschäumende Erregung: „I will den Herrn Kriminaldirektor Dambach dat nich anrufen, eben so as if äwer sine annern Quälerien, de hei in den Uennersäufungsarrest gegen mi utäuwet hett, ut einen bidden Strich maken will; äwer in eine Einsicht soll hei mi Red' stahn — hei is all bod, up dese Jrd kann hei't nich mihr — äwer up Jenfid soll hei sik verantwürten, worüm hei minen ollen Vader, de grad in dese n Dagen in sine hartliche Leidv för sinen einzigsten Söhn nach Berlin kamen wär, um wat för sin Frisamen tau dauhn — worüm hei minen ollen Vader de twintig Schritt tau min Gefängnis nich wist hett, dat de Söhn dort an Vaders Post mal utweinen künn, doräwer sollst Du mi Red' stahn!“)

Wie sehr habe ich gebeten am 11., 12. und 13. d. Mts., als ich mich zu B. auf der Hausvogtei befand, daß man mir erlauben möge, einen kleinen Zettel an Marggraff schreiben zu dürfen, doch vergebens, man hat mir nicht einmal Antwort auf meine Bitten gegeben, selbst nicht als ich aufs dringendste bat, mit der Bemerkung, daß es nun bereits fast fünf Jahre wären, wo ich Dich nicht gesehen hätte. . . War mein Abschied traurig in Magdeburg, so war meine Ankunft hierselbst sehr erfreulich. Wir sind von der Hölle in den Himmel gekommen. . . Wir bewohnen hier freilich Kasematten, doch scheinen sie nicht so feucht und so ungesund zu sein, wie die Silberbergs. Graudenz, 17. März 1838.

Meine Begnadigung ist mir rund abgeschlagen worden und zwar in sehr untröstlichen und determinierten Worten: „dem usw. Reuter ist zu melden, daß eine weitere Ermäßigung der bereits bedeutend herabgesetzten Freiheitsstrafe des usw. Reuter nicht stattfinden“. Also kann ich noch vier Jahre, nicht drei, wie Du meinst, da mir der Untersuchungsarrest nicht angedreht wird, auf preussischen Festungen verbringen. Graudenz, 10. Oktober 1838.

(Endlich gelingt es den unausgesehenen Bemühungen des Vaters, durch Vermittelung des menschenfreundlichen und liberalen medlenburgischen Ministers von Lübow, den Großherzog von Medlenburg zu einer Verwendung bei Friedrich Wilhelm III. zu veranlassen. Die bisher geschwidrig verweigerte Auslieferung wird Frühjahr 1839 gestattet. Reuter bezieht die medlenburgische Festung Dömitz. Vor der Uebersiedelung muß er noch Urfehde schwören, zeitweilen keinen Fuß auf preussisches Gebiet zu setzen.)

Auf medlenburgischer Festung. In Berlin, wo ich noch zulezt einen Tag lang Gelegenheit hatte, auf der Stadtvogtei bei streng verschlossenen Türen über die Tyrannei der Preußen Betrachtungen zu machen, wurde mir der Gebrauch der Schreibmaterialien nicht gestattet; gottlob, ich bin jetzt auf vaterländischem Boden. Dömitz, 24. Juni 1839. (Der Vater macht dem Sohn Vorwürfe wegen der Schulden, die er in Graudenz gemacht. Friß antwortet darauf:)

Mein Los ist es gewesen, stets mit Leuten zusammen zu sein, die außer 5 Silbergrößen täglich nichts hatten, die früher es besser gewohnt waren und durch die harte Gefangenschaft körperlich heruntergekommen, unmöglich existieren konnten. Du hast den Anblick nicht gehabt, daß ein Schwindsüchtiger, der täglich 5 Silbergrößen zu verzehren hatte, 10 Silbergrößen für Medizin ausgeben sollte, ein gesunder Mensch aus Mangel an Stiefeln wochenlang in der dumpfen Kasemate liegen mußte. Denke Dir nun, daß ich bei keinem Kaufmann, bei keinem Handwerker selbst kaufen oder dingen konnte, daß ich auf alle Weise überverteilt und von den Aufwärttern betrogen worden bin.

Dömitz, 6. Juli 1839. Ich wollte, ich könnte Dir noch etwas Gutes nach so vielem Uebeln schreiben . . . im Gegenteil muß ich Dir die abermalige Vernichtung meiner Hoffnungen melden, indem die Großherzogliche Regierung meine Bitte um Verwendung beim König von Preußen rund abgeschlagen hat. Dömitz, 20. Januar 1840.

Du verlangst, ich soll Dir die Versicherung geben, nicht wieder in das Laster des Trunkes zu verfallen. . . Du hast wohl keine Leidenschaft zu bekämpfen gehabt, oder doch keine so tief eingewurzelte? sonst würdest Du Dich gratulieren, daß ich schon so weit bin, keinen Brantwein zu trinken, zumal wenn Du mich früher gekannt hättest. . . Sicher kannst Du darauf bauen, daß es bei mir abnehmen wird, da ich eigentlich gar nicht darauf ausgehe, mich zu berauschen, sondern da es mir ohne meinen Willen und Wissen über den Hals kommt. Dömitz, 4. März 1840.

Ich habe wiederum zu viel Wein getrunken und bin krank gewesen. Man hat mich hier öffentlich zum . . . gestempelt und eine darauf abwendende Order erlassen. Du siehst, meine Strafe

Ist eine sehr harte. Es gehen Tage, Wochen, Monate hin, wo ich an keine Getränke denke, wo nie die Lust dazu in mir erwacht, und dann mit einem Male verfallt ich auf die unseligsten Dinge. Wie ich diesmal dazu gekommen bin, kann ich Dir nicht sagen; ich weiß es selbst nicht; mein Innerstes ist in zu großer Verwirrung.

Dömitz, 13. Mai 1840.

(Friedrich Wilhelm III. stirbt. Beim Thronwechsel werden die Demagogen amnestiert, aber Reuter wird vergessen.)

Ich mache alle Augenblicke Pläne zur Reise und bringe meine sieben Sachen in Ordnung, damit es gleich fortgehen kann, sowie die Nachricht (der Amnestie) kommt. Dömitz, 14. Juni 1840.

Der alte König hat allen seinen Beleidigern vergeben; ob wir auch wohl unter diese rechnen, oder ob hier zu unserem Schaden ein Unterschied zwischen König und Staat gemacht wird, den doch sonst jene starren Anhänger des stabilen Prinzips nicht gelten lassen. Das wäre schön, wenn sie bei dieser Gelegenheit ihr berühmtes Motto (*l'état c'est moi*) fallen ließen, bloß um das Vergnügen zu haben, einige 40 junge Leute noch länger zu quälen und einem Hirngespinnst von Recht soviel Lebensglück zu opfern.

Dömitz, 24. Juni 1840.

(Der Vater richtet jetzt ein Begnadigungsgesuch an den neuen Grenzönig Friedrich Wilhelm IV. Auch dieses Gesuch blieb gänzlich unberücksichtigt. Nun aber greift der Großherzog von Mecklenburg ein und entläßt einfach den bei der preussischen Amnestie Vergessenen.)

Kleines feuilleton.

Lebende Bilder von Bakterien. Die Ausnutzung des Kinematographen für wissenschaftliche Zwecke wird ohne Zweifel noch außerordentliche Erfolge und Ueberraschungen bringen, und vielleicht erleben wir es noch, daß sich wenigstens einige von den großstädtischen Kinotheatern zu einer wirklich wertvollen Betätigung aufschwüngen, indem sie nicht nur der Unterhaltung, sondern auch der Belehrung dienen. Was auf diesem Gebiete zu erwarten ist, hat eine kinematographische Veranstaltung gezeigt, die von einer großen ärztlichen Gesellschaft in London veranstaltet wurde. Die bei dieser Gelegenheit vorgeführten lebenden Bilder hatten sämtlich die Besonderheit, daß sie mit Hilfe des Mikroskops aufgenommen waren, also die Bewegungen einer Welt vorführten, die dem menschlichen Auge unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nicht zugänglich ist. Die Hauptrolle in diesen Dramen spielten Bakterien und Urtiere, die als Urheber gefährlicher Krankheiten studiert und verfolgt werden. Die erste Bilderreihe schilderte die künstliche Erzeugung von Schlafkrankheit bei einer Ratte und die Bewegungen der dies Leiden erregenden Urtiere (Trypanosomen). Dann folgten die Spirochaeten, eine merkwürdige schraubenförmige Art von Bakterien des Rückfalltyphus und zeigten sich in ihren ganz eigentümlichen Bewegungen. Ferner traten verwandte Bakterien auf, die das Geflügel befallen und zum Teil innerhalb der roten Blutkörperchen ihr Unwesen treiben. Als Numero vier wurden die Bewegungen von Infusorien in dem Darm einer Maus gezeigt. Den Schluß machte die Darstellung der berühmten Spirochaeta pallida, die als Erreger der Syphilis betrachtet wird. Sie ist ein winziges Lebewesen von nur 1 Zweitausendstel Millimeter Länge, das aber in diesen lebenden Bildern als ein wahrer Riese mitwirkte. An einer anderen Gruppe von lebenden Bildern waren auch die Königen-Strahlen beteiligt, indem beispielsweise lebende Aufnahmen der Bewegungen des menschlichen Magens in gesundem und krankem Zustande gezeigt wurden.

Originelle Grabinschriften. Ein eigenartiger Beleidigungsprozeß beschäftigte vor einiger Zeit das Schöffengericht in Groß-Schönau in Sachsen. Die geschiedene Frau eines Fabrikbesitzers hatte ihrem Kinde einen Grabstein setzen lassen, der die Inschrift trug: „Das treue Vaterherz, das Du so sehnsuchtsvoll gesucht auf Erden, soll Dir im Himmel befehlen werden.“ Durch diese Inschrift fühlte sich der geschiedene Ehemann beleidigt, und das Gericht kam zur Verurteilung der Frau zu einer Geldstrafe und zur Beseitigung der Inschrift. Ein ähnlicher Fall wurde vor einigen Tagen aus Wien berichtet. Nur daß dort zwei Aerzte sich beleidigt fühlten. Ein Schmied hatte auf dem Grabmal seiner Frau folgende Inschrift anbringen lassen: „Hier ruht Frau . . . Sie ist durch gewissenlose Behandlung nach langen Leiden gestorben.“

Nicht alle Männer sind von Gefühlen trauernder Liebe beseelt, wenn ihre besseren Hälften Abschied von ihnen nehmen. Derb und deutlich gibt die Gefühle des Zurückgebliebenen eine Grabinschrift wieder, die in Tirol ein Pfannhansarbeiter seinem Weibe widmet: „Hier liegt begraben mein Weib, Gott sei dank! Sie hat ewig mit mir gekant, Drum, lieber Leser, geh von hier, Sonst steht sie auf und kant mit Dir!“ — Nicht minder boshaft ist die Inschrift eines Steines in Wingen a. Rh. Wie auf der Rückseite zu sehen ist, wurde das Grabmal von dem „Stadtrat und Baumeister“ Wendel Dachlinger seiner am 8. März 1828 verstorbenen „geliebten Gattin“ Regina gesetzt. Die Vorderseite zeigt folgende auf den ersten Blick harmlose Verse: „Wohl auch die stille Häuslichkeit Ist eines Denkmals wert, Ihr sei es hier von mir geweiht. Und wer die Zucht ehrt Auch in dem schlichtesten Gewand, Mir, meinem Schmerz, ist er verwandt.“ Bei näherem Zusehen entpuppen sich

die Zeilen als ein recht Sarkastisches Akrostichon. Die Anfangsworte der einzelnen Zeilen ergeben, von oben nach unten gelesen, nämlich den Satz: „Wohl ist ihr und auch mir . . .“ In München ruft ein Ehemann seiner Gattin nach: „Tränen können Dich nicht mehr lebendig machen — darum weine ich.“ Und auf dem Pariser Père Lachaise steht auf einem Steine: „Attends-moi longtemps.“ (Du kannst lange auf mich warten.)

Oft gibt die Grabinschrift in kurioser Form die Todesursache an, wie der bekannte Spruch auf einem Marterl bei Fischl, der den Unfall des betreffenden Toten drastisch und knapp schildert: „Auf g'stieg'n, Abi g'all'n, Hin g'west, Die Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit.“

Auf einem Steine des Sachsenhäuser Friedhofes stand vor kurzem noch zu lesen: „Hier ruhet Peter Laam, Starb doch an Storz vom Baam. Eigentlich heißt er Reim, Das haßt ebber net in'n Reim.“ Neben diesen drohlig-naiven Inschriften finden sich auch andere, die einen recht Sarkastischen Weisensinn haben. So schrieb man einem Brauer aufs Grab: „Christ! stehe still und bet' a bißl, Da liegt der Brauer Johann Rißl; Zu schwer fast mußt er bühnen hier: Er starb an selbstgebrautem Bier.“ Die Grabinschrift der Kinder eines Bürgers von Hameln warnt vor schlechten Ärzten: „Wir sind durch Pferdearzte Hand Zu früh hierher geschickt, Zur Warnung für das Vaterland Und den, der dies erblicket, Sein'n Leib vertraue jedermann Nur sicherer Aerzte Hände an; Geht er dann auch die Todesbahn, Hat er doch seine Pflicht getan.“ Voll unfreiwilligen Humors ist die Grabinschrift, welche die Witwe eines Birtes ihrem Manne widmete. Auf der vorderen Seite des Steines liest man: „Zu früh trank er den bitteren“ und dann folgt auf der Rückseite: „Ketch des Lebens aus.“

Sprachwissenschaftliches.

Weichbild. Die nächste Umgebung einer Stadt wird noch häufig ihr Weichbild genannt. Mancher denkt, es gehe bis an die Stelle, wo einem das Bild der Stadt aus den Augen weicht. Das ist aber eine rein äußerliche und falsche Erklärung. Kluge lehrt uns die richtige. Der zweite Bestandteil des Wortes — bild — ist desselben Stammes wie „billig“, das ursprünglich „possend, geziemend, gemäß“ bedeutet — so noch in der Wendung „was recht und billig ist“, — und wie das „bill“ in „Unbill, Unbilde“, das Ungemäßheit, Ungerechtheit bedeutet. „Bilde“ also ist Recht, Gerechtigkeit. — Der erste Bestandteil aber, Weich, heißt Flecken, Stadt und ist entstanden aus dem lateinischen Wort vicus. — Wie nun mittelhochdeutsch der Stadtrichter wischgräve, der Stadtfriede wischvride hieß, so war wechbilde die Stadtrichterbarkeit; daraus entwickelte sich erst später die Bedeutung Stadtgebiet.

Die Gefahr war eine große. Eine schlimme Unart ist der Zusatz des unbestimmten Geschlechtswortes vor Eigenschaftswörtern, die in der Sagensage stehen. Beispiele: 1. „Die Gefahr war eine große“, als wenn „groß“ nicht genügte. 2. „Die Schreibweise war eine schwankende“ — ja doch, sie schwankt. 3. „Der Stand der Neben ist ein befriedigender.“ 4. „Der Vorfall war ein unerhörter.“ 5. „Der Sonntag war ein ganz kritischer für unser Dorf.“ 6. „Der Verkehr war ein ganz enormer und der Durst ein ungewöhnlich großer.“ 7. „Der Schaden an Obst ist ein bedeutender.“ 8. „Die Finanzlage soll eine schwierige sein.“ 9. „Der Fremdenverkehr ist ein sehr reger.“ 10. „Die Aussichten sind keine günstigen.“ Unsere Zeit verlangt doch sonst liberal Kürze, woher und weshalb denn diese schleppende Sprache? — Richtig ist diese Fügung nur, wo die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder Klasse bezeichnet werden soll, zum Beispiel: Dieser Winkel ist ein rechter, jener ein stumpfer.

Verkehrswesen.

Eine neue Pacificbahn. Eine neue Meiseisenbahnlinie wird, wie die „Union“ berichtet, Nordamerika erhalten. Sie wird das große Festland in seiner ganzen Ausdehnung von über 6000 Kilometer von Boston bis Prince Rupert durchqueren. Der größte, östliche Teil ist bereits fertiggestellt und schon einige Jahre im Betriebe. Der bisher schon beträchtliche Verkehr wird erheblich zunehmen, da besonders im letzten Teile fast noch jungfräuliche Gebiete aufgeschlossen werden. Der Reichtum an Vodenständen, Getreide, Wild und Fischen ist hier besonders groß. Fast überall wird zu beiden Seiten der Linie fruchtbares Getreideland berührt, das in Verbindung mit dem großen Waldbestande gute Verkehrsgrundlagen für die Bahn ergeben wird. Obgleich ein eigentlicher Wettbewerb mit den anderen Pacificbahnen wegen der Entfernung der Linien und der besonderen zu befördernden Güter kaum in Frage kommt, so ist die Bahn den etwa mitbewerben den Strecken gegenüber im Vorteil, da sie einmal etwas kürzer ist als die anderen und sodann auch günstigere Steigungsverhältnisse aufweist. Infolgedessen sollen Züge mit der fast unglaublich klingenden Nutzlast von 2000 Tonnen befördert werden, obgleich die Wasserscheide 1100 Meter über dem Meere liegt.

Eine ganz besondere Bedeutung erhält die Bahn noch durch die Hafenanlage an ihrem Endpunkte bei Prince Rupert, von wo aus die Entfernung nach Asien geringer als die der übrigen Häfen ist. Es wird daher auf einen lebhaften Verkehr dorthin, insbesondere auch mit Japan, gerechnet, da außerdem die geschützte Lage des Hafens, seine Tiefe und sonstige günstige Verhältnisse eine gute Benutzung ermöglichen.